

Maria hilft!

Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott

1. Kapitel

Vor etwa einer Stunde waren Fabrikbesitzer Gessert und seine Frau in das Auto gestiegen, um heimzufahren. Noch war kein Wort zwischen beiden gewechselt worden, stumm lehnten sie in den Polstern. Und doch kreisten ihre Gedanken um denselben Pol, um Ludwig, den einzigen Sohn.

Müde sank der Kopf des Mannes zur Seite. Mit leiser, mütterlicher Zärtlichkeit tastete die Hand der Gattin zu ihm hin.

„Nimm es nicht so schwer, Karl.“

Um die Lippen des Mannes zuckte es. „Du hast den Ausspruch des Professors gehört, er nahm uns damit die letzte Hoffnung.“

„Man darf die Hoffnung nicht verlieren, Karl, sonst wäre alles verloren. Wir wol-

len einen anderen Spezialisten befragen.“

Weiter ging die Fahrt. Das Schweigen zwischen den Eheleuten wurde immer drückender. Schließlich unterbrach Frau Gessert erneut die quälende Stille.

„Wir wollen nichts unversucht lassen, Karl.“

Der Gatte antwortete nicht. Nur nach einer Weile murmelte er undeutlich: „Vier Kinder und keines, — keines —“ Er sah, wie seine Frau zusammenzuckte und er schwieg.

„Noch haben wir Ludwig, noch haben wir Monika“, zittert es leise von den Lippen der Frau.

Der Gatte drückte ihr die Hand. „Ich wollte dir nicht wehetun, Alberta, verzeihe mir. Aber noch klingt mir der Ausspruch des Professors in den Ohren. —

Wie wird es Ludwig tragen, wenn er erfährt, daß keine Besserung zu erhoffen ist. — Blind werden! — Alberta, ich glaube, ich zöge diesem Leben den Tod vor. — Dreiundzwanzig Jahre und immer in Nacht leben müssen.“

„Der Professor nahm uns nicht jede Hoffnung, er will die Operation wagen.“

„Er glaubt jedoch nicht an einen Erfolg, Alberta. Sein Tonfall verriet mir mehr als seine Worte. Wozu also die Operation? Meine ganze Hoffnung habe ich auf den Jungen gesetzt; mein Unternehmen vergrößert sich von Jahr zu Jahr. — Wofür arbeite ich? Der Sohn erblindet, — die Tochter versäßt mehr und mehr in Schmerzen. — Warum straft uns Gott so hart?“

„Wir werden Monika in ein Sanatorium schicken, damit sie ihre Lebensfreudigkeit wieder bekommt. Es ist selbstverständlich, Karl, daß sie durch das schwere Leiden des Bruders bedrückt wird.“

Fabrikbesitzer Gessert lehnte sich in die Wagenede zurück und schloß die Augen. „Mitunter wünscht man“, murmelte er vor sich hin, „daß ein schnelles Ende käme, uns alle von der Erde hinwegfegte. — Wozu leben wir noch, — wofür arbeite ich? Zwei Knaben habe ich schon begraben, der letzte, der mir verblieb, erblin-



Missionshaus St. Georgen am Längsee:
Kirchturm und Teilaussicht des Innenhofes
Photo: P. Otto Heberling EMM.

det mit seinen dreißig Jahren.
Und Monika — —

Ein Ruck, ein kurzer Aufschrei — für Sekunden wußte weder Fabrikbesitzer Gessert noch seine Frau was geschehen war. Erst nach Augenblicken fanden sie wieder zur Besinnung. Glassplitter lagen umher, Gessert fühlte einen schmerzlichen Druck am Kopf.

Der Chauffeur erklärte, daß die Steuerung des Wagens plötzlich versagt habe. Er sei an einen Baum gefahren. Glücklicherweise sei kein großes Unheil geschehen. So stand man auf der Landstraße und betrachtete den eingebrochenen Kühler und die zerbrochenen Scheiben.

Frau Gessert senkte den Kopf tief. Die letzten Worte ihres Gatten klangen noch in ihren Ohren. Er wünschte sich, daß man von der Erde hinweggeführt werde. Wie leicht hätte das soeben ihnen beiden geschehen können. War das die Strafe für seine vermeßene Außerung?

„Was wird nun?“ fragte Gessert.

„Mit dem Wagen können wir nicht weiterfahren“, erwiderte der Chauffeur. „Wir müssen die Autohilfe in Anspruch nehmen. Die Beseitigung des Schadens wird längere Zeit in Anspruch nehmen.“

„Wo befinden wir uns?“

„In einer halben Stunde haben wir Gladbeck erreicht.“

Gessert schaute um sich, ein Dorf war in der Nähe.

„Bleiben Sie hier“, sagte der Fabrikbesitzer, „ich will mit meiner Frau Ausschau halten, ob man uns dort drüben helfen kann. Ich schicke Ihnen jemanden heraus.“

„Ich werde mir den Schaden einstweilen genau ansehen, Herr Gessert.“

So machten sich die Eheleute auf den Weg. Nach kurzer Wanderung sahen sie rechts und links von der Landstraße verteilt einige Häuser stehen. Den ersten Knaben, den sie begegneten, fragten sie aus.

„Das hier ist Alsbendorf. Gibt es hier eine Reparaturwerkstatt für Autos?“

„Aber freilich“, erwiderte der Knabe.

„Wie weit ist es bis dahin?“

„Nur um jene Wegbiegung, Herr, dann durch das Tor. Dicht neben der Kirche finden Sie das Gewünschte.“

„Alsbendorf“, wiederholte Gessert, „ich habe noch nie etwas von diesem Ort gehört. Wird wohl ein jämmerliches Dorf sein.“

Hinter der Wegbiegung blieben beide stehen. Ein großer Torbogen zeigte sich ihren Blicken und hinter ihm eine hohe Säule.

„Monika wird sich ängstigen, wenn wir heute abend nicht heimkommen“, sagte

Frau Gessert leise zu ihrem Gatten. „Vielleicht ist es möglich mit der Bahn heimzufahren, falls das Auto nicht so rasch zu reparieren ist.“

Man hatte das Tor erreicht, schritt hindurch. Die Beiden blieben wie gebannt stehen. Rechter Hand zeigte sich ein gewaltiger Bau im Spätrenaissance-Stil, der einem orientalischen Tempel glich. Mächtige breite Treppen führten zu ihm empor.

„Welch prachtvolle Kirche in diesem kleinen Dorf“, staunte Frau Gessert.

Bewundernd standen die Eheleute in Anschauung versunken. Die Kirche machte einen überwältigenden Eindruck, auch die Steinpalusträden, die mit den Standbildern der Apostel geziert waren, verfehlten ihren Eindruck nicht.

Auf dem Platz vor der Kirche waren Buden aufgeschlagen, die Andenken zum Kaufe darboten. An eine dieser Buden trat Fabrikbesitzer Gessert heran.

„Ist das die Kirche von Alsbendorf? Wie kommt der Prachtbau in diesen kleinen Ort?“

„Das ist die Wallfahrtskirche, die das Gnadenbild der heiligen Jungfrau beherbergt! Weiß der Herr nichts von den vielen Wundern, die die heilige Jungfrau wirkte? Der Herr sollte einmal hinaufsteigen und die Kirche besichtigen.“

Gessert begab sich zunächst nach der Reparaturwerkstatt und bat, man möge einen Monteur hinaussenden und, falls notwendig, den Wagen abschleppen, um ihn eiligst zu reparieren. Dann stieg er mit seiner Frau die breite Treppe empor, um die Kirche von innen anzusehen.

Die eigenartige Anlage interessierte ihn. Die eigentliche Kirche war von einem Gang mit zahlreichen Kapellen umgeben, in denen das Leben Christi dargestellt wurde. An den Wänden dieses Ganges hingen aus verschiedenen Jahrhunderten, von Pilgern und Gläubigen gestiftete Danktafeln. Immer wieder las Gessert die Worte: Maria hilft, Maria hat geholfen, — Maria wird weiter helfen! Oder es stand zu lesen: Der lieben Gottesmutter Dank für Rettung aus großer Gefahr. — Der heiligen Jungfrau sei Dank für die gelungene Operation.

Diese Tafel las Gessert mehrmals. Er machte seine Gattin darauf aufmerksam.

„Ich möchte das Gnadenbild einmal sehen“, sagte Frau Gessert leise.

Beide betraten die kleine Kapelle. Im stillen Schweigen schauten die Eheleute zum Hochaltar auf, vor dem eine silberne Altarplatte mit dem ewigen Licht brannte. Rechts und links waren zwei große Engel, die hin zu dem Gnadenbild der Mutter Gottes wiesen. Auf kostbarem Silberschrein

ruhte das siebenhundertjährige Gnadenbild, das die Madonna von Alsbendorf als Königin des Himmels und der Erde zeigte. Die linke Hand hielt den Reichsapfel, auf dem rechten Arm trug sie das Jesuskind, das als Sohn Gottes und Herr der Welt, mit dem Armband nach dem Apfel griff, dem Zeichen seiner Königsherrschaft. Auf der rechten Hand des Knäbleins saß eine Taube, als Sinnbild des Friedens, den Jesus durch Maria der Welt brachte.

In diesem Augenblick erinnerte sich Frau Gessert daran, daß sie früher öfters in der Kirche gekniet hatte, daß manches Gebet über ihre Lippen kam. Unwillkürlich beugte sie in diesem Augenblick wieder die Knie.

Ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau, von dem man sagte, daß sich an dieser Stelle schon manches Wunder ereignet habe. Wieviel hatte sie zu erleben! Würde sie die Jungfrau hören? Da war Ludwig, ihr Sohn, dessen Augenleiden sich mehr und mehr verschlimmerte, der von Klinik zu Klinik reiste, dem kein Arzt helfen konnte. Ludwig, der fröhliche Student, der einmal seines Vaters Fabrik übernehmen sollte. Und da war Monika, das junge zwanzigjährige Mädchen, das, obwohl ihm die Eltern jeden Wunsch erfüllten, mehr und mehr in Schwermut verfiel. Monika zog sich ängstlich von den Menschen zurück und fand an nichts Freude.

„Jungfrau Maria“, murmelten Frau Gesserts Lippen, „wenn du Wunder vollbringen kannst, erinnere dich meines Sohnes und meiner unglücklichen Tochter.“

Ein wenig abseits stand ihr Gatte. Auch er hatte für Gefunden die Regung empfunden, an dieser heiligen Stätte niedergezufallen. Was würden die Leute denken, die dort drüben in den Bänken saßen oder als Besucher durch die Kirche schritten? Es war lange her, seit er das letzte Gebet zur heiligen Jungfrau gesandt hatte.

Während Frau Gessert in der Anschauung des Gnadenbildes versunken war, entfernte sich Fabrikbesitzer Gessert leise aus der Gnadenkapelle, um den Kapellengang weiter zu besichtigen. Dabei traf er auf eine Führung. Ein Trupp Fremder ließ sich von dem Glöckner durch die Kapellen geleiten. Gessert horchte hinüber.

„Den Anlaß zur Entstehung des Wallfahrtsortes Alsbendorf gab ein Wunder, das sich hier an dieser Stelle ereignete“, berichtete der Küster. „Der damals hier wohnende Gutsherr von Rathen hatte eine Erscheinung der heiligen Jungfrau gehabt und ließ danach das Gnadenbild schnitzen. Es wurde in einer alten Linde aufgestellt, die an der Straße stand. Dort hin ließ sich alltäglich ein Blinder nennen.“

Ian führen. Des abends holte ihn seine Tochter wieder ab. Einmal wollte der Blinde allein den Heimweg vorzeitig antreten; dabei stieß er an die Linde und fiel zu Boden. Er richtete die erblinden Augen zur Höhe und flehte die Gottesmutter um Hilfe an. Plötzlich erblickte er das in die ausgehöhlte Linde gestellte Mutter-Gottes-Bild. Ein wunderbarer Schein, vom Gnadenbilde ausgehend, blendete seine nunmehr gesündeten Augen. Als seine Tochter kam, um ihren Vater abzuholen, vernahm sie das Wunder.“

Gessert hörte diesen Bericht an, holte mehrmals tief Atem. Wie glücklich waren jene Menschen, die noch an Wunder glauben konnten. Aber dort drüben hingen Danftafeln in Massen, auf allen stand zu lesen, daß Maria geholfen habe.

Jäh wandte er sich an den Küster: „Haben sich auch noch in letzter Zeit derartige Wunder zugetragen?“

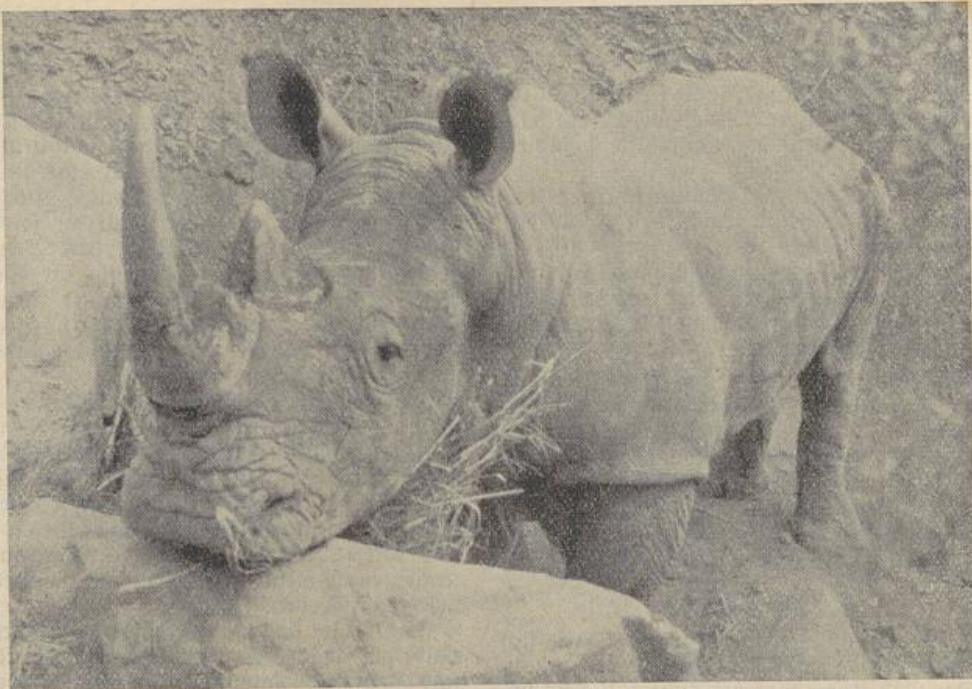
„Viele Tausende rufen die Mutter Gottes um Hilfe und Beistand an“, erwiderte der Geistige. „Denen, die so recht von Herzen bitten, hilft sie und steht ihnen in der Not bei.“

Gessert ließ die Führung an sich vorübergehen. Die Worte des Küsters brausten ihm in den Ohren. Denen, die so recht mit dem Herzen beten und bitten, hilft die heilige Jungfrau. Er hatte vor wenigen Minuten vor dem Gnadenbilde gestanden und nicht einmal zu beten gewagt. Wie konnte er also erwarten, daß ihm die Jungfrau Maria in seiner Not Beistand leiste? Zu Tausenden und Abertausenden kamen die Wallfahrer hierher; man sprach, daß es alljährlich über Hunderttausend sein sollten, die aus Österreich, aus Ungarn, aus Polen und der Tschechoslowakei hier zusammenströmten. An dieser heiligen Stätte erhielten sie Hilfe und Rettung aus ihren vielgestaltigen Nöten.

Wo nur Alberta blieb? Schaut sie noch immer andächtig zu dem Gnadenbilde empor? Glaubte sie wirklich, daß auch ihrem Sohne Heilung werden könne? Heilung wie dem blinden Ian, der alltäglich zu dem Muttergottesbilde geführt worden war? Ian konnte vielleicht mit dem Herzen beten, wie es die heilige Jungfrau verlangte.

„Wenn du Wunder tun kannst, Jungfrau Maria, so tue eines an meinem Sohne! Laß Ludwig nicht völlig erblinden, schenke ihm die Sehkraft wieder! — Wozu habe ich mein ganzes Leben lang eifrig gearbeitet? Meine Fabrik steht in voller Blüte, laß mir diesen Sohn heil und gesund werden, und schenke auch Monika deine Gnade.“

Gessert hielt im Beten inne. Wozu sprach er diese Worte? Es geschah doch kein Wunder. Die Gottesmutter konnte



„Ein liebenswürdiger Zeitgenosse!“
Südafrikanisches Nashorn-Rhinozeros!
Photo: Marianhiller Mission

nicht jedem helfen, der sie anrief.

Doch die vielen Tafeln im Rundgang? Überall von den kleinen Kapellen die knienden Andächtigen, die inbrünstig Gebete murmelten. Alle trugen ihre Anliegen der Gottesmutter vor, hofften auf Erförung. — Warum sollte sie ihm nicht auch zuteil werden?

Im Kapellengang traf er seine Frau. Sie stand vor der großen Bildtafel, die Bilder aus den letzten Jahrhunderten zeigte. Mitunter waren es naive Darstellungen, wie Gebete erhört worden. Trotzdem konnte Gessert, der so leicht zum Spott neigte, darüber nicht lächeln. Hier das Bild mit durchgehenden Pferden, dort ein brennendes Haus, darunter eine Sterbende im Bett liegend. Aln ihrem Lager knieende Kinder, die Hände zum Himmel erhoben.

„Maria hilft!“ — Maria wird weiterhelfen, murmelten die Lippen Frau Gesserts. Ach, daß sie den Kinderglauben nicht verloren hätte! „Wir wollen von nun an, wie früher, regelmäßig den Gottesdienst besuchen, Karl, vielleicht hilft uns Maria.“

„Läßt uns gehen, Alberta.“ Gessert drängte zum Ausgang, er wußte nicht, warum ihm plötzlich das Atmen schwer wurde. Er, der Abtrünnige, fühlte sich in dem heiligen Hause gedrückt, und hatte nicht den Mut den Weg der Reumütigen einzuschlagen. Aln die Wunder, die man

dem Altbendorfer Gnadenbild nachsagte, glaubte er nicht.

Nochmals trafen die Eheleute auf die Gruppe, die vom Küster geführt wurde. Sie stand vor einem Muttergottesbild, das von zwei Kugeln durchlöchert war.

„Auch hier haben wir ein verbrieftes Wunder der heiligen Gottesmutter“, erklärte der Küster soeben. „Im Dreißigjährigen Kriege häuften die Schweden furchtbar in dieser Gegend. Dieses Bild hing damals im sogenannten Fleischherbusch. Einer der schwedischen Soldaten, der es dort erblickte, griff zum Gewehr und schoß auf das Bild. Er traf es nicht. Er schoß erneut und wiederholte seine gottlose Handlung sechsmal; immer ging die Kugel fehl. Erst als er dicht an das Bild herantrat und sagte, daß er jetzt die Gottesmutter mit drei Kugeln durchlöchern werde, gelang es ihm das Bild zweimal zu treffen. Die dritte Kugel prallte ab und traf den ruchlosen Schweden mitten ins Herz.“

„Komm weiter, Alberta“, sagte Gessert energisch zu seiner Frau. „Wir wollen uns nach unserem Auto erkundigen. Ist die Heimfahrt ausgeschlossen, werden wir die Bahn benutzen oder bis Glad einen anderen Wagen mieten, der uns weiterbringt. Monika würde sich ängstigen, wenn wir nicht zurückfahren.“

Schweigend folgte Frau Gessert ihrem Gatten. Er ging die breite Treppe hinab.

Vor der großen Mariensäule, die vor dem Tempeltor aufgestellt war, blieb Alberta stehen.

„Wie merkwürdig“, sagte sie leise, „überall sieht man Tore. Albendorf ist ein seltsamer Ort, den ich nochmals besuchen möchte.“

Dann gingen sie hinab, schritten die Straße entlang und trafen den Chauffeur und einen Schlosser.

„Für heute ist es unmöglich das Auto in Ordnung zu bringen, Herr Gessert“, berichtete der Chauffeur, „die Reparatur beansprucht längere Zeit.“

So entschlossen sich die Eheleute einen anderen Wagen bis nach Glad zu nehmen und von dort mit der Eisenbahn heimzufahren. — Als sie wieder durch Albendorf schritten, warf Frau Gessert nochmals einen langen Blick hinauf zu der wunderbaren Kirche und wieder sagte sie leise: „Maria hilft! — Maria hat geholfen!“

2. Kapitel

Die chemische Fabrik Gesserts hatte sich in den letzten zehn Jahren recht vergrößert. Der Fabrikherr war als äußerst tüchtig bekannt, besaß auch genügend Mittel, um Vergrößerungen ohne Schwierigkeiten auszuführen. Seine Familie war weit und breit angesehen und geschätzt. Frau Gessert galt als eine gutherige und wohltätige Frau und hatte zahlreiche Freunde. Man nahm daher an ihrem Leid den größten Anteil. Die beiden ältesten Söhne Gesserts starben im Alter von acht und zehn Jahren, der jetzt dreiundzwanzig Jahre zählende Sohn Ludwig war der Stolz der Eltern. Schon von klein an zeichnete er sich durch hohe Intelligenz und großen Fleiß aus. Es war daher selbstverständlich, daß sich Ludwig dem Studium der Chemie zuwandte, um dem Vater später zu helfen und einmal die schöne Fabrik zu übernehmen.

Da stellte sich bei dem eben zwanzigjährigen plötzlich ein böses Augenleiden ein. Die verschiedensten Ärzte behandelten den Studenten. Man schickte ihn in Kliniken, ohne daß Besserung erzielt wurde. Gessert scheute kein Geldopfer; die berühmtesten Spezialisten wurden herangezogen, aus aller Munde hörten die unglücklichen Eltern die traurige Kunde, daß mit Heilung kaum zu rechnen sei.

Ludwig Gessert, den man vor kurzem zu einem der berühmtesten Augenärzte gebracht hatte, konnte sich nur schwer in sein Schicksal finden. Jetzt hoffte man von einer Operation das Letzte, doch der Professor erklärte selbst, daß nur zu einem Teil die Möglichkeit bestünde, die Sehkraft zu erhalten.

Nicht nur die Erkrankung Ludwigs la-

tete auf Gesserts. Niemand wußte, woran die zwanzigjährige Tochter Monika litt. Das junge Mädchen, das von jeher still gewesen war, schien mehr und mehr in Schwermut zu versunken. Vergeblich suchte die besorgte Mutter in die Tochter zu dringen. Sie glaubte, daß Monika eine unglückliche Liebe im Herzen trage. Doch auch das schien nicht der Fall zu sein. Vielleicht lastete die Krankheit des Bruders so schwer auf ihr, daß sie für die Freuden des Lebens kein Interesse mehr fand. Ein reicher Hotelbesitzer, der sich für Monika interessierte, war ohne weiteres von ihr abgewiesen worden.

Im vorigen Jahr hatten die Eltern mit ihrer Tochter eine schöne Reise unternommen, doch völlig interesselos hatte sie die Schönheiten der fremden Länder an sich vorübergehen lassen. Auf die Fragen der Mutter, was ihr fehle, kam immer dieselbe Antwort: „Mir fehlt nichts, mir ist nur traurig und elend zu Mute, am liebsten möchte ich sterben.“

Im Winter gab man Monika in ein Sanatorium, in der Hoffnung, daß die seelische Depression langsam schwinden werde. Der achtwochige Aufenthalt brachte jedoch auch keine Besserung. Nun war sie wieder daheim, betätigte sich ein wenig in der Wirtschaft, stützte oder starre schweigend ins Leere.

Das Einzige, was ihr Interesse fand, war das Befinden des Bruders. Gessert und seine Frau wagten kaum Monika die Wahrheit zu sagen. „Der Professor meinte“, sagte die Mutter nach der Heimkehr, „die Operation werde Erfolg haben.“

Auf diese Aussage hin schlug Monika ihre großen, schwermütligen Augen auf, blickte der Mutter lange ins Gesicht und sagte mit müder Stimme: „Ich fühle, liebe Mutter, daß auch du an eine Heilung nicht mehr glauben kannst.“

„O doch, Monika, ich fange wieder an zu hoffen. Es ist mir, als stände uns jemand in unserer Not bei.“ Und leise setzte sie hinzu: „Jan war vollkommen blind, Jan wurde wieder sehend.“

„Wer ist denn Jan?“

Frau Gessert erzählte von der Autopane, von dem unfreiwilligen Aufenthalt in Albendorf und von der eigenartigen Kirche, die einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe. Monika sagte kein Wort dazu. Einmal war auch sie gern zur Kirche gegangen, doch in den letzten Jahren hatte sie kein Gotteshaus mehr betreten.

Die Mutter erzählte von den Tafeln, die in Menge in dem Kapellengang aufgehängt waren, sprach von den Wundern, die in Albendorf geschehen waren.

„Vielleicht bittest du einmal die Gottesmutter um Gnade. Ich habe mir fest vor-

genommen, von nun an täglich zu ihr zu beten. Ich will auch wieder zur Kirche gehen. — Wir haben es lange versäumt. Vielleicht zürnt uns Gott.“

Am nächsten Tage rüstete Monika zum Ausgehen. Das war in den letzten Wochen nicht mehr der Fall gewesen.

„Willst du Bekannte besuchen?“ fragte die Mutter erfreut.

„Wohnt Kaplan Rogge noch immer im Ort?“

„Jawohl, mein Kind.“

„So will ich ihn auftischen und ihn etwas fragen.“

Sorgenvoll schaute Frau Gessert ihre Tochter an. Monika trug nie Verlangen nach einem Geistlichen. Warum gerade heute? Vielleicht konnte ihr der Kaplan tröstende Worte sagen. — Wie kam Monika jedoch zu diesem Wunsch?

Auch Kaplan Rogge war erstaunt, als man ihm die Tochter des Fabrikbesitzers Gessert meldete. Er war in den letzten Jahren mehrfach vergeblich in dessen Hause gewesen. Gessert gab wohl reichlich Geld für kirchliche Zwecke, ließ sich aber mit seinen Angehörigen nur selten in der Kirche sehen.

Der Kaplan empfing das junge Mädchen freundlich. Ihm war es bekannt, daß Monika an Schwermut litt, doch es war ihm unmöglich gewesen, sich ihr zu nähern.

Nach kurzen einleitenden Worten fragte Monika, ob Kaplan Rogge schon von der Wallfahrtskirche in Albendorf gehört habe.

„Natürlich, ich kenne sie sogar genau, Fräulein Gessert. Als junger Student bin ich mehrmals dort gewesen, habe an mehreren Wallfahrten teilgenommen.“

„Und haben ein Wunder erlebt?“

„Das, was Sie ein Wunder nennen, habe ich nicht erlebt, aber wenn man sieht, wie alle die Unglücklichen getröstet und frohgemut Albendorf wieder verlassen, wenn man erlebt, daß alle die, die schwere Bürde zu tragen haben, ihrer Last ledig wurden, kann man das wohl auch Wunder nennen.“

„So will ich die heilige Jungfrau bitten, daß sie meinen Bruder heilt. — Und wenn sie es tut, wenn Ludwig nach Wochen gefund zu uns zurückkehrt, werde ich wieder eine gute Tochter der katholischen Kirche sein.“

„Sie fordern die Genesung!“ sagte Kaplan Rogge ernst, „wollen ihr Anliegen der heiligen Jungfrau vortragen und verlangen Hilfe? Nein, Fräulein Gessert, so dürfen Sie nicht bitten, das wäre kein Gebet, das durch die Wolken dringt. An einem einfachen Vergleich kann ich Ihnen das beweisen. — Ein Kindchen sieht etwas Schönes, streckt die Arme daran aus

und sagt zur Mutter: das will ich haben. Doch die Mutter gibt es ihm nicht. Genau so wäre es, wenn Sie heute oder morgen die Forderung an die heilige Jungfrau stellen. — Um etwas zu erbitten, Fräulein Gessert, müssen Herz und Seele dabei sein. Wenn Sie sich in Ihr Gebet versenken, wenn Sie sich in ernster Andacht dem Heiland oder der Gottesmutter hingeben, könnte Ihr Gebet Erhörung finden.“

Monika erhob sich. „Verzeihen Sie mir, Herr Kaplan, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nahm.“

„Bitte bleiben Sie ein Weilchen hier, ich möchte noch weiter mit Ihnen reden.“

„Nein, ich muß heim.“

„Vielleicht wollen Sie mir antworten, daß Sie verlernt haben, in dieser Weise zu beten. — Wie wäre es, Fräulein Gessert, wenn Sie einmal nach Albendorf fahren würden? Gehen Sie in die Kirche, schauen Sie hinauf zum Gnadenbild, und es wird Ihnen möglich sein, so recht von Herzen zu beten. Werfen Sie einen Blick auf alle jene, die die Kirche gläubig betreten, dann werden Sie lernen, was es heißt, inbrünig zu beten, der heiligen Jungfrau Ihr Anliegen vorzutragen.“

Monika ließ sich nicht länger zurückhalten. Die Worte des Kaplans vermohten sie nicht zu trösten. Im Gegenteil! Er hatte ihr zu verstehen gegeben, daß ihre Bitte, die sie zum Himmel senden wollte, keine Erhörung finden würde, weil sie nicht zu beten verstand. Hatte sie es überhaupt jemals gekonnt? Vielleicht als ein ganz junges Mädchen. Dann waren ihr Zweifel gekommen, das große Leid des Bruders.

Warum erschien ihr das Leben nicht lebenswert? Warum freute sie nichts mehr, was die Natur in schier überreicher Fülle schenkte? Auch der irdische Besitz lockte sie nicht. Was stand ihr für ein Leben bevor, da sie sich an nichts mehr erfreuen konnte? Wenn sie andere junge Mädchen ihres Alters ansah, kamen ihr Tränen in die Augen. Sie floh vor ihnen. Das Scherzen und Lachen tat ihr weh. Sie konnte es nicht.

Kaplan Rogge hatte ihr geraten nach Albendorf zu fahren. — Was sollte sie dort? — Die Kirche hatte auf die Mutter einen tiefen Eindruck gemacht.

In dieser Nacht sah sie im Traum eine Kapelle, eine Taube schwebte hernieder, setzte sich ihr auf die Schulter. Da konnte sie wieder lächeln. Dann war die Kapelle mit goldenem Schein erfüllt. Sie sah die Gottesmutter, die die Hand erhob und ihr zu winken schien. — Was bedeutete dieser Traum? Sollte sie nach Albendorf fahren?

(Fortsetzung folgt)